

Kommentar

Minderwertigkeitskomplex ist fehl am Platz

Eben noch zweifelte die Schweiz an ihrer Rolle in der Welt. Ein Wochenende reicht, und alles sieht anders aus.

So schnell kann es gehen: Am Samstag wurden die Friedensverhandlungen zwischen der Ukraine und den USA angekündigt – am Sonntag sassen die Delegationen bereits in Genf am Verhandlungstisch. Und noch am gleichen Tag wurden die ersten erfolgversprechenden Ergebnisse bekannt, die aus der Schweiz herkommend weltweit die Nachrichten bestimmten.

Eben noch war das helvetische Selbstverständnis als neutrale

Vermittlerin Guter Dienste wieder mal angeknackst, als die Weltmächte ihren Friedensplan für Gaza im ägyptischen Sharm al-Sheikh präsentierten – und nur einen Monat später sind wir zurück auf der Weltbühne. Diesmal geht es auch um mehr als Symbolpolitik inklusive Fototermin wie letztes Jahr an der Friedenskonferenz auf dem Bürgenstock. Damals schienen nicht nur die Ukraine und die teilnehmenden Länder, sondern auch die Schweiz als Gastgeberin den ausbleibenden Effekt

Als Gastgeber ist es immer stilvoller, das Licht der Scheinwerfer ganz den Gästen zu überlassen.

des Anlasses mit möglichst viel Pomp überspielen zu wollen. Es verschaffte ihnen nicht Respekt.

Jetzt lief es so, wie es sein muss: höchste Geheimhaltung, schnörkelloses Treffen, konstruktive Resultate. Es ist auch nicht schlimm, wenn auf den Fotos, die jetzt rund um den Globus gehen, kein Bundesrat zu sehen ist. Wir sind höchstens die Bühne für Weltpolitik, kein Mitspieler. Zwar hätte eine kleine Schweizer Fahne hinter US-Aussenminister Marco

Rubio der eidgenössischen Eitelkeit sicher nicht geschadet. Aber im Zweifel ist es als Gastgeber immer stilvoller, das Scheinwerferlicht ganz den Gästen zu überlassen.

Der Genfer Gipfel zeigt, dass übermässige Schweizer Selbstzweifel oft fehl am Platz sind. Als Kleinstaat neigen wir gerne zu Minderwertigkeitskomplexen. Treffen sich die Weltmächte mal anderswo, befürchten manche im Land sogleich, dass man uns nicht mehr lieb hat.

Für andere ist es gar ein Anlass, das gesamte nationale Selbstverständnis über Bord zu werfen. Dabei war gerade dies immer die Stärke der Schweiz, nicht zuletzt aus globaler Perspektive: stabil und ruhig zu bleiben, während es sonst überall drunter und drüber geht.



Andreas Kunz

Gastbeitrag

Wie Osteuropa mit seiner Vergangenheit umgeht

In beiden Ländern herrschte einst der sowjetische Sozialismus: In Russland wird er glorifiziert, Polen hat mit ihm gebrochen.

Marcel Hirsiger

Wie ungleich Osteuropa mit Geschichte umgeht, lässt sich mit einem Blick nach Russland und Polen erkennen. Während in Moskau die glorreiche Vergangenheit gefeiert und inszeniert wird, löscht Warschau die Spuren des Sozialismus. Dahinter stecken zwei diametral entgegengesetzte Auffassungen, wie Geschichte Zukunft gestaltet.

Dem «Sieg» gewidmet sind zwei Ausstellungen in Moskau. Der Rote Platz wird zum Freilichtmuseum; das Publikum erwarten zehn Themenbereiche, die aufzeigen, wie Moskau die vergangenen Kriege bewältigt und gewonnen hat. In der Ausstellung finden sich militärtechnische Exponate und Flieger aus dem Zweiten Weltkrieg.

Auch im Manege-Museum dreht sich alles um den Sieg über die Nazis 1945. In einer von der russisch-orthodoxen Kirche konzipierten Schau wird ein Bezug zur heutigen Situation in Russlands Krieg gegen die Ukraine geschaffen. Im Narrativ wird deutlich, dass Russland sich als Befreier Europas vom Faschismus sieht, aber auch als Bollwerk des christlichen Abendlandes.

Wie anders der sowjetische Einfluss in Polen nach 1945 aufgefasst wird, lässt sich an der Umgestaltung des Warschauer Zentrums erkennen. Ein zeitgleich mit den Moskauer Ausstellungen eröffneter Fussgängerstreifen verbindet die Zlota-Strasse mit dem Zentralplatz. Er quert die Marszalkowska-Strasse, die seit Jahrhunderten die zentrale Achse Warschaus bildet. Die Sozialisten bauten diese nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer Allee aus; die Querung war Fussgängern nur unterirdisch möglich. Gleichzeitig funktionierte die sozialistische Regierung die angrenzende Fläche in einen Platz für Paraden um. Abgerundet wurde

das neue Stadtbild mit dem vom sowjetischen Diktator Josef Stalin als Geschenk verpackten Kulturpalast.

Die Warschauer Stadtregierung bricht in der Neugestaltung mit der sozialistischen Vergangenheit. Der Paradenplatz vor dem Kulturpalast wurde diesen Sommer zu einem Begegnungsort mit Grünflächen umgestaltet. Der neue Fussgängerstreifen macht nun auch das Stadtbild aus vorsozialistischen Zeiten sichtbar. Der Kulturpalast wie auch der frühere Paradenplatz wurden nämlich mitten auf alte Strassenverläufe gesetzt, was in Warschau als Sinnbild der sowjetischen Okkupation verstanden wurde. Im Masterplan zur Aufwertung sind genau diese alten Strassenverläufe aus dem 18. Jahrhundert nun wieder erkennbar.

Die Warschauer Stadtregierung zeigt in den sozialen Medien Fotos der Vergangenheit als Ausgangspunkt für die Gestaltung der Zukunft. Die Aufgabe der Gesellschaft und Politik ist dabei die Aneignung öffentlicher Flächen und die Zerstörung der Machtstrukturen von Regimes. Die Geschichte ist Anfang, nicht Ende der Entwicklung; passend dazu der von den Behörden verwendete Hashtag «so war es früher, so ist es heute».

Die russische Führung wiederum verdeutlicht, wie sehr die Vergangenheit auch Ziel und Zufluchtsort der Entwicklung ist. Der Einmarsch in der Ukraine ist gleichgesetzt mit dem Sieg der Roten Armee über die Nazis. Geschichte muss sich hier wiederholen. Auch in Russland findet sich eine ähnliche Phrase wie in Polen: «So war es, so ist es, so wird es immer sein». Der Satz stammt aus der Nationalhymne; bei Veranstaltungen wird er gerne auch mal von Putin selber gesungen.

Marcel Hirsiger ist Dozent und Osteuropaexperte an der Fachhochschule Nordwestschweiz.



Immer früher in Betrieb? Weihnachtsbeleuchtung «Lucy» an der Bahnhofstrasse in Zürich. Foto: Matthias Spicher («20 Minuten»)

Lucy erhellt die Bahnhofstrasse – nicht alle freuts

Wer sind die Menschen, die jedes Jahr aufs Neue gegen Lichter, Lebkuchen und gute Laune schimpfen? Der Weihnachtsnörgler ist ein rührendes Wesen.

Philippe Zweifel

Seit letzter Woche leuchtet «Lucy» wieder, die Weihnachtsbeleuchtung an der Zürcher Bahnhofstrasse. Sie taucht die kalten Abende in warmes Licht, auf die Herzen der Passanten hat sie dieselbe Wirkung.

Vorfreude herrscht. Das Jahr und seine Mühsale neigen sich dem Ende zu, es zeichnet sich eine Verschnaufpause ab. Allein, ein kleines Grüpplein setzt nun zum Nörgeln an. Es sind die Grinches.

Die Figur des Grinch stammt aus den USA, erfunden vom Kinderbuchautor Dr. Seuss: ein grünes, muffeliges Wesen, das Weihnachten nicht ausstehen kann. Es stiehlt den Kindern die Geschenke, um zu zeigen, dass das Fest ohne diese nichts wert ist. Die Schweiz besitzt davon eine eigene Unterart: Nennen wir ihn den GrinCH. Dieser ist ein faszinierendes Geschöpf. Er stiehlt keine

Geschenke, aber die gute Laune. Er klagt über Kommerzialisierung, während er heimlich die Preise für Adventskalender vergleicht. Im Brustton der Überzeugung stellt er fest, Weihnachten komme «immer früher» – obwohl die Bahnhofstrassenlichter, dieses Fanal für die Adventszeit, seit mindestens 20 Jahren im November angehen.

Was den Schweizer Grinch zu seinem Unmut treibt, bleibt ein Rätsel. Vielleicht ist ihm Weihnachten zu massentauglich, zu glänzend, zu wenig kuratiert. Er würde Advent mögen, wenn er exklusiver wäre. Vielleicht hatte er als Kind auch ein Holzspielzeug anstatt einer Carrerabahn geschenkt bekommen.

Und so macht er die Faust im Sack und starrt kopfschüttelnd auf die Lichterketten, die der Nachbar «von November bis Ende Januar – drei Monate lang!» ans Fenster hängt,

als würde er dort «einen Langzeitversuch zur Lichtverschmutzung durchführen!».

Man erkennt ihn auch an gewissen Lautäusserungen: einem genervten Räuspern bei Guetsli-Aktionen, einem missmutigen Schnauben, wenn er die erste Nordmantanne erblickt. Am schlimmsten aber findet er Weihnachtsmärkte. Dann kommt er richtig in Wallung. Pseudochalets! Erstickt doch an eurem Lebkuchen!

Der Grinch ist im Grunde harmlos. Sein Widerstand bröckelt, wenn irgendwo «Last Christmas» läuft.

Doch im Grunde ist der GrinCH harmlos. Und, wenn man genau hinschaut, sogar rührend. Weil sein Widerstand jedes Jahr zur gleichen Zeit bröckelt. Erst kaum sichtbar, dann unübersehbar. Vielleicht lief gerade «Last Christmas» irgendwo im Hintergrund. Vielleicht wehte etwas Glühweinduft vorbei. Und man sieht, wie er für einen winzigen Moment innehält.

Ein Zucken am Mundwinkel. Ein kaum hörbares Seufzen. Dann steht er wieder unter «Lucy», bleibt ein paar Sekunden zu lange stehen, schaut nach oben – und tut so, als warte er bloss auf jemanden. Es ist der Moment, in dem selbst der Schweizer Grinch spürt, dass Wärme im November gar keine schlechte Idee ist. Und zwischen Marronistand und grossen Kinderaugen macht er Frieden mit dem Licht. Vielleicht ist das sein Geheimnis: Er will Weihnachten gar nicht besiegen. Er will bloss nicht der Erste sein, der sich freut.